

# Der Tod hat nicht das letzte Wort – Felix Nussbaum

Von Yehudit Shendar, leitende Kuratorin in Yad Vashem



Ausgabe der Israelischen Post aus der Serie „Kunst im Holocaust“: *Der Flüchtling*, Brüssel 1939.

In Briefen, die er aus dem erzwungenen Exil in Skandinavien schrieb, klagte der deutsche Dramatiker Bertolt Brecht über den Beinamen, den man Menschen wie ihm gab, die sich nach der Machtergreifung der Nazis entschlossen hatten, Deutschland zu verlassen. „Immer fand ich den Namen falsch, den man uns gab: Emigranten. Das heißt doch Auswanderer. Aber wir wanderten doch nicht aus, nach freiem Entschluß wähle ich ein anderes Land. Wanderten wir doch auch nicht ein in ein Land, dort zu bleiben, womöglich für immer. Sondern wir flohen. Vertriebene sind wir, Verbannte.“

Das Schicksal der aus Osnabrück stammenden Familie des Künstlers Felix Nussbaum veranschaulicht die verzweifelten Bemühungen, auf fremder Erde Obdach und Zuflucht zu finden. Es ist die Geschichte einer Familie unter vielen, die in den Strudel einer hoffnungslosen Flucht gerieten.

Philip Nussbaum, Felix' Vater, war ein stolzer deutscher Patriot, der dem Ver-

band der Veteranen des Ersten Weltkriegs angehörte. Als das neue Regime an die Macht kam, musste er seine Mitgliedschaft aufgeben. In seiner Abschiedsrede sagte er: „Zum letzten Mal, ihr treuen Kavalkisten, grüßt euch in alter Treue ein Soldat,... Und ruft man einst mich wieder zu den Fahnen, so steh ich da und bin bereit.“

Zu dieser Zeit hielt sich sein Sohn, der Künstler Felix Nussbaum, mit einer kleinen Gruppe deutscher Studenten in der mit der Preußischen Akademie der Künste verbundenen Villa Massimo in Rom auf, nachdem er ein prestigereiches Stipendium gewonnen hatte. Im April 1933 stattete Goebbels, Hitlers Propagandaminister, der künstlerischen Elite einen Besuch ab und klärte sie über die künstlerische Doktrin des „Führers“ auf, wonach die arische Rasse und ihr Heldentum die zentralen Themen seien, die der nationalsozialistische Künstler kultivieren sollte. Felix Nussbaum begriff, dass es für ihn als Künstler und als Juden im Rahmen dieser Doktrin keinen Platz gab. Anfang Mai verließ er Rom, und kurze Zeit später wurde ihm sein Stipendium aberkannt. In seinem Werk „Die große Zerstörung“ (1939) brachte er sein Verständnis der dramatischen Veränderungen, die Hitlers Aufstieg bewirkt hatte, zum Ausdruck – die Zerstörung Europas und der westlichen Zivilisation. Wie viele andere jüdische Einwohner der Stadt verließen Felix' Eltern Philip und Rahel Nussbaum Osnabrück. Sein älterer Bruder Justus und dessen

Familie blieben zurück, um die florierende Eisenwarenhandlung der Familie weiterzuführen. Nach kurzem Aufenthalt in der Schweiz reisten Felix' Eltern in den Süden, um sich in Rapallo, einer Fischerstadt an der italienischen Riviera, mit ihrem geliebten Sohn zu treffen. Der Sonnenschein und die Atmosphäre des Ortes drängten die Schatten des Krieges in den Hintergrund, und die Nussbaums verbrachten dort den Sommer 1934 miteinander. Dies sollte sich als Felix' letzte Begegnung mit seinem Eltern erweisen. In der freudigen, sorglosen Farbgebung seiner Werke zu dieser Zeit, wie z.B. „Küste von Rapallo“ (1934), zeigt sich seine gehobene Stimmung.

Nussbaums Eltern gelang es nicht, ihr Heimweh nach Deutschland zu überwinden, und 1935 äußerten sie den Wunsch, in ihre Heimat zurückzukehren, trotz des heftigen Widerstandes ihres Sohnes Felix, der die letzte Zeile im Abschiedsgedicht seines Vaters umschrieb: „Und ruft man einst mich wieder zu den Fahnen, so hau ich ab, und zwar ganz weit!“ Es war das einzige Mal, dass er sich den Ansichten seines Vaters entgegenstellte, der ihn seelisch und materiell unterstützte.

Die Familie trennte sich. Felix und seine Lebensgefährtin Felka Platek entschlossen sich, nicht nach Deutschland zurückzukehren. Im Januar 1935 gingen sie zunächst nach Paris, dann in den belgischen

Ferienort Ostende. Mehrere Monate später zogen sie zu Freunden nach Brüssel. Dort heirateten sie im Oktober 1937. Felix' Bruder Justus wurde 1937 in die Emigration gezwungen, als alle jüdischen Unternehmen in Osnabrück arisiert wurden. Justus, seine Frau und ihre zweijährige Tochter flohen am 2. Juli des selben Jahres in die Niederlande. Dort gelang es Justus, gemeinsam mit anderen Zwangsemigranten, eine Altmetallhandlung zu gründen.

Währenddessen verschlechterte sich die Situation in Deutschland. In der Kristall-



*Das Geheimnis*; Motiv der Briefmarke der Deutschen Post aus dem Jahr 2004.

nacht wurde die Synagoge von Osnabrück in Brand gesteckt, jüdische Wohnungen wurden ausgeplündert und alle jüdischen Männer nach Dachau gebracht. Im Mai 1939 entschlossen sich Felix' Eltern, Deutschland zu verlassen. Sie flohen nach Amsterdam, um wieder mit Justus, ihrem älteren Sohn, zusammenzuleben.

Als im Mai 1940 Belgien und die Niederlande besetzt wurden, nahm man Felix fest und brachte ihn wie alle anderen Ausländer ins Lager Saint Cyprien in Südfrankreich. Seine Internierung stellte einen persönlichen Wendepunkt für ihn dar: Von



Die Lagersynagoge in Saint Cyprien, 1941.

nun an begriff er die wahren Ausmaße der tödlichen Gefahr, der ein Jude unter der Herrschaft der Nazis ausgesetzt war. Diese Einsicht brachte er in seinem wichtigen Werk, „Die Lagersynagoge in St. Cyprien“ (1941) zum Ausdruck, einem einzigartigen Werk, das seine Erkenntnis symbolisiert, dem jüdischen Volk anzugehören und auch von anderen als Jude wahrgenommen zu werden. Dies war seit Jahren sein erstes Gemälde mit jüdischer Thematik.

Nach drei Monaten des Leidens unter den erbärmlichen Verhältnissen in Saint Cyprien beantragte Felix in seiner Verzweiflung im August 1940, nach Deutschland zurückgebracht zu werden. Als er den Grenzübergang bei Bordeaux erreichte, entschloss er sich zu entkommen, indem er einen Passagierzug nach Brüssel bestieg, wo er sich wieder mit seiner geliebten Frau verband. Ab 1940 lebte Felix Nussbaum ohne jedes Einkommen im Versteck. Seine belgischen Freun-



Die große Zerstörung, 1939.

de sorgten für das Nötigste und beschafften ihm sogar ein Atelier und Künstlerzubehör. Ohne Aufenthaltserlaubnis und ständig der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt, hielt sich Felix abwechselnd in seinem Versteck und im Atelier auf und ging ohne Unterlass seiner künstlerischen Tätigkeit nach. Die Themen, die ihn beschäftigten, waren Furcht, Verfolgung und der Fluch, der auf den Mitgliedern seiner Familie

lastete. Das Schicksal der erweiterten Familie Nussbaum war besiegelt: Im August 1943 wurde der Schutz, den man den Angestellten der Altwarenhandlung Justus Nussbaums gewährt hatte, widerrufen. Justus, seine Frau, ihre Tochter Marianne und die Eltern Nussbaum wurden in ihren Verstecken festgenommen und nach Westerbork geschickt.

Ein halbes Jahr später, am 8. Februar 1944, wurden Phi-

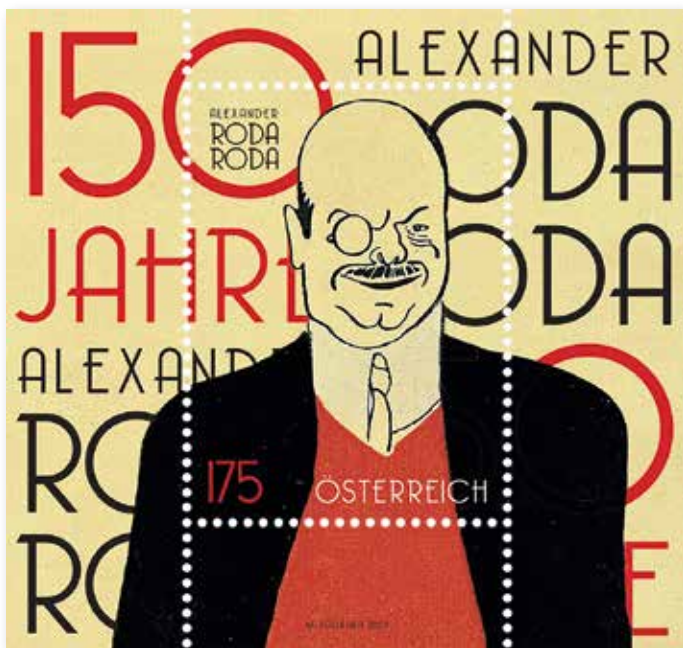
lip und Rahel Nussbaum, die Eltern des Künstlers, von Westerbork nach Auschwitz deportiert. Am 20. Juli 1944 wurden Felix und Felka in ihrem Versteck festgenommen und ins Lager Mechelen geschickt. Noch im selben Monat deportierte man sie nach Auschwitz, wo Felix Nussbaum am 9. August ermordet wurde. Sein älterer Bruder Justus wurde am 3. September von Westerbork nach Auschwitz gebracht. Drei Tage später wurden Felix' Schwägerin Herta und seine Nichte Marianne in Auschwitz ermordet. Ende Oktober 1944 schickte man Justus ins Lager Stutthoff, wo er zwei Monate später an Erschöpfung starb.

Dies ist die Chronologie der Auslöschung einer Familie, der es trotz jahrelangen Lebens auf der Flucht nicht gelang, den Fängen der Nazis zu entkommen. Nussbaum beschäftigte sich in einem frühen Werk, „Europäische Vision – Der Flüchtling“ (1939), mit dem Motiv der Sackgasse. Der jüdische Flüchtling, den Kopf in die Hände gestützt, findet auf dem bedrohlichen Globus, der auf dem Tisch steht, keine Zuflucht. Der weit geöffnete Eingang zu dem Raum verschafft ebenfalls keine Quelle der Hoffnung; draußen lauern Symbole des Untergangs: ein kahler Baum und Raben, die über Aas kreisen, als habe der Künstler vorausgeahnt, dass niemand aus seiner Familie das Inferno überleben würde.

Felix hielt fast ein volles Jahrzehnt stand, aber auch er wurde ermordet – einen Monat vor der Befreiung Brüssels. Doch seine Werke hören nicht auf, seine Geschichte, die Geschichte seiner Familie und die Geschichte des jüdischen Volkes zu erzählen.

# Der Spötter mit der roten Weste: Alexander Roda Roda

Sein großes Thema war das alte Österreich – zusammengestellt von Stefan Göllner



Block der österreichischen Post zum 150. Geburtstag von Alexander Roda Roda unter Verwendung einer Karikatur von Albert Weisgerber.

Als Meister der kleinen Form, des launigen Feuilletons und der Anekdote, als Pointenlieferant, literarischer Spaßmacher und Schnurrenerzähler erreichte der Schriftsteller Alexander Roda Roda das breite Publikum, schrieb Komödien, kleine Prosa, Romane und Filmdrehbücher. Sein großes Thema war das alte Österreich, die k. u. k. Monarchie mit ihrem bunten Völkergemisch.

Zwischen lustig und bitterböse angesiedelt, führen seine Geschichten in diese heute versunkene Welt der kulturellen Vielfalt des jüdischen Shtetls, der komischen Käuze, entlegenen Orte und der k. u. k. Armee. Am 13. April 1872 wurde der Autor, der als Roda Roda firmieren sollte, unter dem Geburtsnamen Sándor Friedrich Rosenfeld im damals zur Habsburger Monarchie gehörenden mährischen Drnowitz als Sohn

eines Gutsverwalters geboren. In Wien studierte er einige Jahre lang Jura und schlug dann 1893 die Offizierslaufbahn ein. Sein nonkonformistisches, spöttisches Wesen brachte ihm, der sich auf zwölf Jahre verpflichtet hatte, den Ärger seiner Vorgesetzten ein. Als sich ein Oberst in den kleinen Geschichten über die leuteschinderisch-vertrottelten Angehörigen des Offiziersstandes, die Roda Roda um 1900 in Zeitschriften zu veröffentlichen begonnen hatte, wiedererkannte, war das Ende seiner aktiven Dienstzeit gekommen.

Im Jahr 1901 ging er in die Reserve und verlegte sich vollends aufs Schreiben. Zeitschriften wie die „Jugend“ oder der Münchner „Simplicissimus“ druckten seine Geschichten, sein Name stand neben jenen von Thomas Mann, Ludwig Thoma und Frank Wedekind. 1904

übersiedelte Roda Roda – auch um dem andauernden Zetermordio der Donaumilitärbürokratie gegen seine Armeesatiren zu entgehen – nach Deutschland. In Berlin und München feierte er als Vortragskünstler in den Kabarettis große Erfolge, das in Hochblüte stehende Feuilleton in den Zeitungen – die geschliffene Kurzform, die nach Karl Kraus, der Roda Roda wegen seiner enormen Produktivität verabscheute, „auf einer Glatze Locken dreht“ – sicherte ihm den Absatz seiner Texte. Den Vorwurf, ein Vielschreiber zu sein, konterte er: „Unsinn. Ich halte mich an das Beispiel Gottes: was hat Gott nicht alles geschaffen – wieviel Mist ist darunter – und was hat Gott für einen großen Namen.“

Der Autor, der ab 1906 auch amtlich den Familiennamen Roda Roda trug, wurde in Berlin sogleich einer der Protagonisten der heute legendären Kaffeehaus-Bohème des „Café des Westens“, dem legendären „Café Größenwahn“. Sein Markenzeichen, seine mit Korpsartillerieknöpfen besetzte „Rote Weste“, die er sich aus dem roten Futter seiner Uniformjacke hatte schneiden lassen, wurde schließlich so bekannt, dass ein Freund einen Brief lediglich mit einer aufgemalten roten Weste adressierte und dieser bei Roda Roda ankam.

Mit seinem satirischen Lustspiel „Der Feldherrnhügel“ (1909), das er zusammen mit Carl Rössler verfasst hatte, landete Roda Roda seinen größten Theatererfolg. Das Stück, in dem er das ganze Militärwesen im Habsbur-

gerreich der Lächerlichkeit preisgab, wurde in Österreich sofort verboten, im Deutschen Reich feierte es Triumphe.

Als Roda Roda, der wegen diverser Verstöße gegen die Offizierssehre schon 1907 unter Aberkennung seines Ranges aus der Armee ausgeschlossen worden war, in Wien eine Rücknahme des Verbots erreichen wollte, soll ihn ein entrüsteter Hofrat mit den Worten angefahren haben: „Solange es eine österreichisch-ungarische Monarchie gibt, wird dieses Schandstück verboten bleiben!“ „Gut und schön“, erwiderte Roda Roda, „dann warten wir noch das kurze Weilchen.“



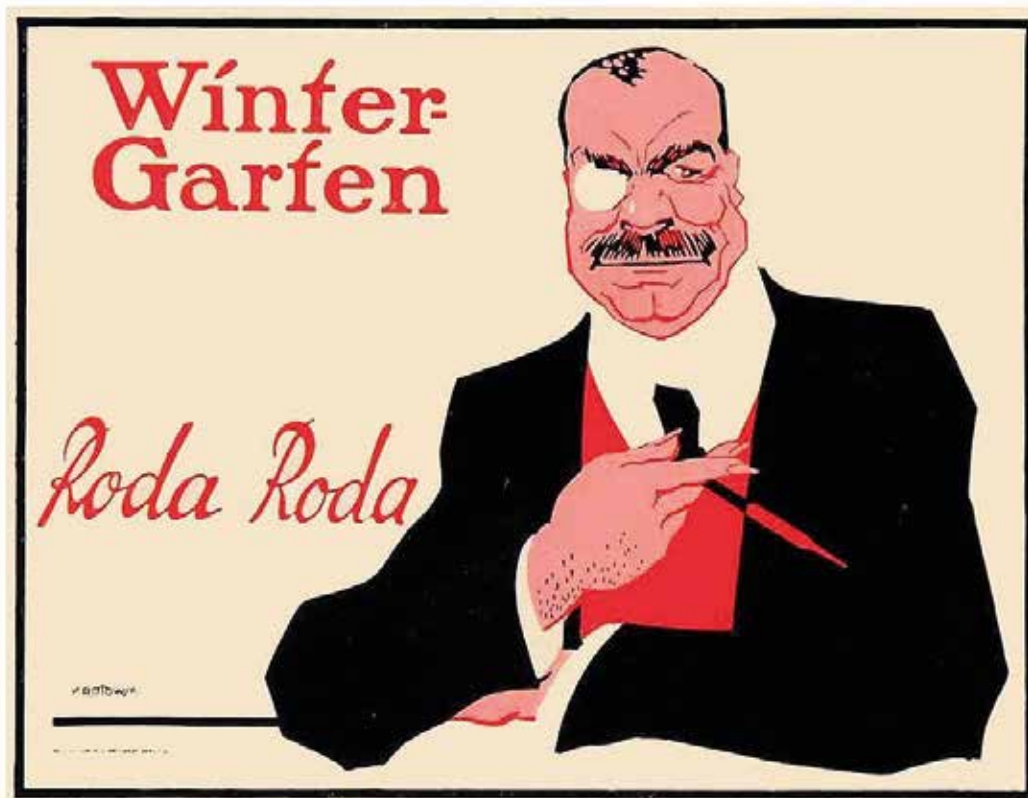
Alexander Roda Roda, Foto von Philipp Kester, 1913

Ein paar Jahre später gab es das Habsburger Reich nicht mehr. Roda Roda, der während des Weltkrieges ins Kriegspressequartier einberufen wurde, als Berichterstatter des k. u. k. Oberkommandos in Galizien, Wolhynien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro und Italien war und für die „Neue Freie Presse“ und andere Zeitungen mehrere hundert Artikel verfasste, hatte

seine geistige Heimat verloren und wurde zum lebenden Anachronismus. Seinem Schaffensdrang tat der Wechsel des Gesellschaftssystems jedoch keinen Abbruch. Der Mann mit der „Roten Weste“ strickte, seinem Schriftstellerkollegen Joseph Roth nicht nachstehend, fleißig am Habsburger Mythos mit. „Es gibt österreichische, es gibt ungarische Schriftsteller, Österreich-Ungarns Schilderer bin ich allein“, führte er aus.

Während der Zwischenkriegszeit war Roda Roda eine bekannte Größe und füllte die Gesellschafts- und Klatschspalten der Zeitungen. Mit seinen humoristischen Buchveröffentlichungen hatte Roda Roda, dessen Werk sich besonders auch dadurch auszeichnet, dass er kein Hasser, sondern ein Spötter war, weiterhin großen Erfolg, ebenso mit seinen Kabarett-auftritten und Lesungen, mit denen er ausgedehnte Gastspiel-Reisen unternahm, so auch 1923 in die Vereinigten Staaten. Als Ergebnis dieser Reise erschien im folgenden Jahr sein Buch „Ein Frühling in Amerika. Geschichten aus der neuen Welt“.

In ihm schildert der Autor in leichtem, unaufgeregtem, nicht selten auch humorigem Ton seine Eindrücke aus den Vereinigten Staaten, die er während der Vortragsreise gewonnen hatte. Er berichtet subjektiv über das, was ihm als offenäugigem und gebildetem Reisenden im Land etwa auf den Gebieten des Alltagslebens, der Vergnügungen, der Literatur und des Theaters, oder der Schule und des Handels aufgefallen ist. Dabei ist Roda Roda durchaus kritisch und verbirgt auch sein Kopfschütteln über manchen Aspekt des *American Way of Life* nicht.



Alexander Roda Roda im Berliner Wintergarten, Plakat von Stephan Krotowski.



Ehrenggrab der Stadt Wien auf dem Zentralfriedhof.

Vor allem jedoch hegt er eine tiefe Sympathie für Land und Leute und bringt mit der ihm speziellen „altösterreichischen“ Mischung aus Beobachtung, Bewunderung und Unverständnis Amerika vor die Augen des Lesers.

Als Gesellschaftsmensch pflegte Roda Roda enge Kontakte zu dutzenden Autoren, Schauspielern, Filmemachern und anderen Künstlern. Auch auf der Leinwand war er zu sehen. So verkörperte er 1926 in der Verfilmung seines Stückes „Der Feldherrnhügel“ die wichtige Rolle des Korpskommandanten und spielte 1932 an der Seite von Gustaf Gründgens und Willi Forst in „Der Raub der Mona Lisa“. Im gleichen Jahr erschien auch – anlässlich seines sechzigsten Geburtstages – eine Roda-Roda-Werkausgabe.

Im Schutzverband Deutscher Schriftsteller, in dessen Vorstand er gewählt wurde, trat er den aufkommenden Nationalsozialisten entgegen. Ostentativ begleitete er den wegen angeblichem „Geheimnisverrats“ verurteilten Carl von Ossietzky, an dessen pazifistischer Wochenschrift „Die Weltbühne“ Roda Roda

ebenfalls mitarbeitete, vor die Gefängnistore. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten floh Roda Roda, dessen „Unschädlichmachung“ Goebbels gefordert hatte, nach Österreich. Kurz vor dem „Anschluss“ zog der mit einem feinen politischen Sensorium ausgestattete Autor 1938 weiter in die Schweiz und emigrierte 1940 – nachdem die Schweizer Behörden ihm jede Tätigkeit für schweizerische Medien untersagt und ihn aufgefordert hatten, das Land zu verlassen – über Spanien und Portugal in die USA. Dort starb er am 20. August 1945 in New York.

#### Quellen:

<https://www.wienerzeitung.at>

[https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander\\_Roda\\_Roda](https://de.wikipedia.org/wiki/Alexander_Roda_Roda)